

Jürgen von Stackelberg

Fabeltiere und Tierfabeln

Studien zu La Fontaine

### **Der Autor:**

Jürgen Freiherr von Stackelberg, geb. 1925, Studium in Freiburg, Paris und Pisa. Promotion 1952, Staatsexamen für das Höhere Lehramt 1954. Berufung auf einen Lehrstuhl für Romanische Philologie in Göttingen 1964. Dort Tätigkeit in Lehre und Forschung bis zur Emeritierung 1991. – Hauptarbeitsgebiet: die französische Literatur der frühen Neuzeit, Nebengebiete: Italienisch, Spanisch und frankophone Literaturen. Publikationen: ca. 40 Bücher, incl. Übersetzungen aus dem Französischen (La Rochefoucauld, La Fontaine, Montesquieu, Voltaire), dem Italienischen (Petrarca) und dem amerikanischen Spanisch (Neruda); ca. 180 Zeitschriftenartikel, Beiträge für Sammelbände und Lexika sowie ca. 40 Rezensionen und ebensoviele Feuilletonbeiträge für *Die Welt*, *FAZ* und *NZZ*. Ehemaliger Vorsitzender des Deutschen Romanistenverbandes und der „Deutschen Gesellschaft für allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft“. Auszeichnungen: Chevalier des Arts et des Lettres und Officier des Palmes académiques. Jürgen von Stackelberg lebt in Göttingen.

Jürgen von Stackelberg

# Fabeltiere und Tierfabeln

Studien zu La Fontaine

edition tranvía · Verlag Walter Frey  
Berlin 2011

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Copyright:

edition tranvia · Verlag Walter Frey

Druck: Rosch-Buch, Scheßlitz

ISBN 978-3-938944-50-9

1. Auflage, Berlin 2011

edition tranvia · Postfach 15 04 55 · 10666 Berlin

E-mail: [Tranvia@t-online.de](mailto:Tranvia@t-online.de) · Internet: [www.tranvia.de](http://www.tranvia.de)

*Dieses Buch wurde auf alterungsbeständigem und säurefreiem Papier gedruckt.*

## INHALT

Vorwort	7
<b>1.</b> Rousseau und La Fontaine – oder wie man eine Fabel nicht interpretieren sollte	<b>13</b>
<b>2.</b> War La Fontaine ein politischer Dichter?	<b>19</b>
<b>3.</b> Der Affe als Parvenu	<b>41</b>
<b>4.</b> Vogelfabeln: Lerche, Schwalbe, Pfau, Geier und Tauben	<b>51</b>
<b>5.</b> Schwan, Elefant und Hund	<b>67</b>
<b>6.</b> Eine Schildkröte und zwei Enten	<b>79</b>
<b>7.</b> Variationen der Eigenliebe: La Rochefoucauld und das erste Buch von La Fontaines Fabeln	<b>85</b>
<b>8.</b> La Fontaine und die „kognitiven Ethologen“	<b>97</b>
<b>9.</b> La Fontaine und <i>Reineke Fuchs</i> . Parallelen zwischen Goethes Tierepos und den Fabeln La Fontaines	<b>105</b>
<b>10.</b> Über die Schwierigkeit, La Fontaine zu übersetzen	<b>115</b>
Nachweis der Erstveröffentlichungen	<b>123</b>



## VORWORT

Neben anderen Torheiten, die er bei der Gelegenheit von sich gibt, wirft Rousseau im zweiten Buch seines *Émile* La Fontaine vor, die Kinder zu belügen, wenn er einen Fuchs einem Raben Schmeicheleien sagen lässt: Tiere können doch nicht sprechen! Als ob es nicht genüge – falls die Kinder nicht von selbst dahintergekommen sind – ihnen zu sagen, „tun wir einmal so als ob ...“ Rousseau, der von allen großen Pädagogen bis hin zu Hartmut von Hentig gepriesen wird, war ein Spielverderber. Sollte er wirklich gemeint haben, La Fontaines Tiere seien nur Tiere und nicht auch Menschen?

Das ging mir durch den Kopf, als es wieder einmal fällig war, ein Vorwort zu schreiben. Es ist das Schwierigste am Geschäft des Bücherschreibens. Ein Vorwort darf nicht zu lang sein, aber es soll doch sagen, was dem Leser bevorsteht, sagen – und nicht nur andeuten. Es soll den Leser davon überzeugen, was letztlich erst das gelesene Buch kann, dass es unbedingt notwendig war, dieses Buch zu schreiben; es soll Bescheidenheit vor demonstrieren nicht merken lassen, dass es sich dabei um eine „captatio benevolentiae“ handelt – und was nicht noch alles. Doppelt schwierig ist das Vorwortschreiben, wenn es sich, wie hier, um ein zweites Buch über denselben Gegenstand handelt. Es darf doch nicht sein, dass an dem früheren etwas nicht richtig war, das es richtigzustellen gilt; es darf doch nicht sein, dass das frühere Buch Lücken hatte, die es nun auszufüllen gilt; und es darf doch wohl auch nicht sein, dass man im früheren Buch etwas vergessen hat, das es nachzuholen gilt. Das Letztere gäbe ich noch am ehesten zu, was meinen Einführungsband von 1995 in La Fontaines Fabeln anlangt. Ich spreche darin von Löwen, Wölfen, Füchsen, Katzen, Mäusen und allem möglichen anderen Getier, aber nicht von Lerchen, von Schwalben, von Spinnen, Pfauen und Geiern: sollte ich die am Ende vergessen haben? Wenn man so will: ja! Zumindest zu Teilen setze ich hier, 2010, fort, was ich dort, 1995, begonnen habe. Aber das Konzept hat sich auch geändert, und das ist der eigentliche, der wichtigere Grund für dieses zweite Buch über den liebenswerten, weisen, heiteren, illusionslosen Fabelklassiker der Franzosen. Die Tiere sind hier etwas *mehr* Tiere als früher – und das liegt an der Aufregung, in die mich die Lektüre des Buches *Der Geist der Tiere* versetzt hat, das ich im achten Kapitel bespreche. Darin werden die

Trennlinien zwischen Mensch und Tier verwischt: das kommt den Tieren zugute.

Den „kognitiven Ethologen“, die sich da aus aller Welt zu Wort melden, kommt es keineswegs verwerflich vor, zu sagen, Tiere könnten sprechen. Sie haben das – denke ich – von der neueren Sprachwissenschaft (oder auch der Semiotik) übernommen. Wer sagt denn, dass einzig unsere Sprache der Begriffe den Namen Sprache verdient? Der Leser der vorliegenden Studien zu La Fontaine wird (denke ich) bestätigt finden, dass man, wenn man sich mit der kognitiven Ethologie vertraut macht, über La Fontaine nicht mehr so sprechen kann wie früher. Wenn die „Tierphilosophie“, lese ich gerade in Markus Wilds so betitelm Buch (Hamburg 2008), „den Menschen, so weit das geht, als Tier betrachtet“ (S. 32), braucht man nicht mehr zu lächeln über die Gepflogenheit La Fontaines und seiner Vorläufer, Menschen in Tiergestalt vorzustellen. Ich gebe diese Hinweise, die noch durchaus unausgegoren sind, um zu sagen, dass hier am ehesten die Gründe zu finden sind, die es gerechtfertigt erscheinen ließen, ein La Fontaine-Büchlein wie dieses vorzulegen. Wozu zu sagen wäre – aber das wird in Kapitel 8 noch deutlicher werden –, dass sich diese Rechtfertigung zugleich auf ein Defizit stützen könnte (das diesmal nicht das meine wäre): denn von Montaigne, dessen Tierliebe die Ethologen begeistert, ist im *Geist der Tiere* ausführlich die Rede, von Descartes, dessen Trennungsstrich zwischen Tier (als Maschine) und Mensch (als Geist) sie nicht akzeptieren, erst recht – aber wo bleibt La Fontaine? Diese Lücke wäre auszufüllen. Ich mache damit einen Anfang.

Im Übrigen ist dies das Resultat eines Publikationsvorhabens, das mir entschieden „eine Nummer zu groß“ geraten war. Ich wollte ein Buch über „Tiere in Natur und Dichtung“ schreiben (nicht mehr und nicht weniger) und dabei La Fontaine in den Mittelpunkt stellen. Nicht worauf er sich in seinen Fabeln unermüdlich bezieht, also die bekannten „Vorlagen“ des großen Franzosen aus der Antike, dem alten Indien, dem Mittelalter und der Renaissance, wollte ich erneut in den Blick nehmen (was gewiss schon oft geschehen ist, aber sich dennoch immer wieder lohnt), sondern zusehen, wie andere Dichter, welcher Observanz auch immer, Tiere behandeln, und das mit der Art und Weise vergleichen, wie Frankreichs Fabelklassiker das tut. Ich hatte meine größte Freude daran, zu dieser „Parallelaktion“ den Chilenen Neruda hinzuzuziehen, der eine Menge wunderschöner Tiergedichte geschrieben hat, dachte hier an Ernsthaftes wie Baudelaires Katzengedichte, dort an Spaßiges wie Wilhelm Buschs Geschichte von Fipps dem Affen – und verlor mich in langen Auslassungen über *Brehms Tierleben*, das (dachte ich) ungefähr in der Mitte zwischen Tierdichtung und Tierwis-



senschaft anzusiedeln wäre. Aber Neruda überwucherte das Gestrüpp meiner Ausführungen, Baudelaire (das hätte ich eigentlich wissen müssen) interessiert sich im Grunde gar nicht für Tiere, und Brehm schrieb nicht umsonst für die *Gartenlaube*. Ich war überrascht, wie viele von den alten Legenden, die die Tiere seit je in der Literatur umranken, bei Brehm wiederkehren, aber es befremdeten mich die Stilblüten. Eine Kostprobe nur dazu: während der Fuchs, Reineke genannt, „anstatt sich um die Aufzucht seiner Jungen zu kümmern“, nicht etwa den Bau verlässt, wo diese geboren worden waren, sondern – bitteschön! – „das Hochzeitsgemach“, um „gemächlich durch Wald und Feld zu bummeln“, gibt sich die „Fähe“ alle Mühe, „ihre zahlreichen Sprößlinge standesgemäß zu ernähren“. Nachzulesen ist das im Kapitel über den Fuchs der neuen Auswahlgabe (2006, herausgegeben und erläutert von Roger Willemsen). „Haben Sie schon mal einen Fuchs ‚bummeln‘ sehen?“ konnte ich mir bei der Gelegenheit nicht verkneifen zu fragen. Das also entfiel, ebenso leider auch Wilhelm Busch, der in Fipps nicht nur einen Affen zum Lachen präsentiert, sondern auch deutlich macht, dass dieses Tier zwar intelligent und geschickt, aber moralisch völlig indifferent ist: es verkohlt dem Bauern Dummel ebenso leichtfertig das Ohr, wie es, scheinbar voller Menschengüte, die kleine Elise aus den Flammen ihres brennenden Hauses befreit – und das Fläschchen dazu legt, „falls Elise durstig sei“.

Kein Neruda also, kein Baudelaire, kein Brehm und kein Wilhelm Busch, sondern – nur noch La Fontaine! Geblieben ist der Titel „Fabeltiere und Tierfabeln“. Er entstammt dem früheren Entwurf (als Untertitel); ich habe ihn aber nicht nur deswegen beibehalten, weil man mit „La Fontaine-Studien“ denn doch wohl keinen Hund hinter dem Ofen hervorgelockt hätte, sondern weil die Frage, welche von den vorwissenschaftlichen Assoziationen bei La Fontaine weiterleben, welche der sich anbahnenden Beobachtung verpflichtet sind, nach wie vor in meinen Überlegungen eine große Rolle spielt.

Ach ja, und dann hatte ich natürlich auch Montaigne im Sinn, als ich von „Fabeltieren“ sprach. Ich verweise auf die Geschichte von dem kleinen Elefanten, der sich in eine Obstverkäuferin verliebte! Mehr wollte ich dazu nicht sagen – aber vielleicht bringe ich den Leser – ehe ich mir sozusagen selbst das Wort gebe – ein bisschen zum Schmunzeln, indem ich ihm zuerst das Gedicht Morgensterns über die Schildkröte in Erinnerung rufe, das ich mitsamt der „Ode auf die Schildkröte“ von Pablo Neruda aus dem Papierkorb gefischt habe, in den beide geraten waren. Morgenstern zuerst, Pablo Neruda sodann!